

(Nachdruck verboten.)

## Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Bohrmann beugte den Kopf nieder und hielt mit zuckenden Fingern Maschas Knie umspannt.

„Mascha, und als seine Frau . . . Mascha, ich ertrage das nicht . . . du sollst mir antworten . . . schwöre mir, daß Du ein hehres Weib bist!“

„Glaube an mich, Hänsel! Bist Du nicht auch verheiratet? Und bist Du mir nicht treu? Hast Du es mir nicht versprochen? Und bist Du nicht treu . . . trotzdem Du nur ein Kind bist . . . und trotzdem es hier . . . in der engen Wohnung . . .“

Bohrmann wagte nicht aufzublicken. Er weinte in ihrem Schoß.

Mascha blickte lächelnd zu ihm hinunter. Ja, das war eine neue Sensation.

„Stehen Sie auf, Hans. Es ist heute zu spät geworden zur Vorlesung. Nächsten Sonntag um fünf Uhr dinieren Sie bei mir. Kommen Sie aber schon um drei. Da werden Sie mir was vorlesen, in meinem Voudoir.“

Und während Bohrmann aufstand und nicht wußte, wie ihm geschah, setzte Mascha ihr Hüthen auf, zog die Handschuhe an und sagte ihm freundlich Lebewohl.

### VI.

Als Bohrmann allein geblieben war, glaubte er, er würde die vier Tage bis zum nächsten Sonntag nicht ertragen können. Das Blut hämmerte in seinem Herzen, in seinen Schläfen, in seinem Halse.

Aber dann kam die gute Hilde mit den Kindern zurück; sie sorgte dafür, daß seine Phantasie sich beruhigte.

Auch hatte er vor den nahen Ferien noch mehr zu thun als sonst. Ganz abgesehen davon, daß er Lenchen bei den Arbeiten helfen und für die „Allgemeine Lehrerzeitung“ einen Aufsatz „über Ferienkolonien und Kirchenbesuch“ schreiben mußte. So gab es an seinem Schreibtisch immer etwas zu schaffen, was von Mascha abzog. Und in den Stunden, die der Familie gehörten, waren die Kinder seine guten Engel.

Bei den Mahlzeiten sprach Hilde freilich allzu oft von Mascha. Das aber beschleunigte seinen Herzschlag nicht weiter, weil es sich doch immer nur um die reiche Frau, um ihren Einfluß und um die Ausichten des Stückes handelte.

Wenn Bohrmann nicht zu dummi dazu wäre, diese Bekanntschaft könnte sein Glück machen, so daß man auch einmal etwas Besseres auf den Tisch bringen könnte. Mascha wäre doch nur mal verschossen in ihn.

Am Sonnabendabend, als Hilde diesen Ton wieder angeschlagen hatte, faßte sich Bohrmann ein Herz und bat sie, die Gemüter der Kinder zu schonen und die eifersüchtige Frau nicht über die wackere Mutter den Sieg davontragen zu lassen.

„Davon steht nichts in meinem Katechismus,“ erwiderte Hilde gutmütig lachend. „Eifersüchtig? Auf die? Wo doch ohne Storfelt keine Taille da wäre und nichts. Daß sie Dich allein zu ihren Dinern einlädt und ich und die Kinder Luft für sie sind, obwohl doch Lenchen schon ganz gut bei die Großen sitzen könnte und nicht so blaß aussehen würde nach so ein paar feinen Mittagessen . . . aber ein Vergnügen wäre es nicht für mich. Was, Lenchen? Da ist es doch viel netter bei meiner Cousine, und deren Sergeanten sind mir im kleinen Finger lieber, als die ganze Gesellschaft von Loses, wo sie bis fünf Uhr des Nachmittags hungern und sich die Beine in den Leib stehen. Was, Lenchen? Nächsten Winter nehme ich Dich auch zum Unteroffiziersball mit. Und in den Ferien, da machen wir mit Klunzes nach dem Spandauer Voel, wenn die Dir sein genug sind, Bohrmann. Siegfried kann auch mitkommen, da die dumme Pute, die Reymond, doch thut, als ob wir ihr an den Wimpern geklimpert hätten. So 'ne hochmütige Hans. Hat seitdem den guten Jungen noch nicht ein einziges Mal hineingerufen. Heul nicht, Bengel, sonst seht es was. Eifersüchtig! Auf die Reymond, da könnte ich es viel eher sein,

wenn Eifersucht überhaupt mein Schwarm wäre. Aber meinetwegen mag sie Dich sauer kochen und den Bengel dazu. Zieh keinen Klunz, Friede, und verdirb einem nicht auch noch das bißchen Essen, und Du, Bohrmann, hättest damals auch eine Lippe riskieren können und der Reymond ein gutes Wort geben; jetzt haben wir den Jungen den ganzen Tag auf dem Halse, Lenchen und ich.“

Bohrmann gehorchte diesem Wink recht gern. Am Sonntagvormittag, während Hilde und Lenchen in der Kirche waren, brachte er Siegfried zu Fräulein Reymond. Er wollte sie bitten, sich seines Jungen weiter anzunehmen und die unbedachten Reden seiner Frau zu vergessen.

„Wenn es Ihnen nur recht ist,“ sagte Fräulein Reymond, „ich hätte auf die Freude doch nur schwer verzichten können. Und Ihre Frau . . . die kann mir nicht wehthun, wenn sie übellaunig zu mir ist, wie . . . Seien Sie versichert, Herr Bohrmann, Siegfried ist gut aufgehoben bei mir.“

„Daran habe ich nie gezweifelt. Und was Frau Lofe . . .“

„Frau Lofe geht mich gar nichts an! Frau Lofe ist . . . sie ist eine ganz Fremde. Sie brauchen sie gar nicht zu nennen, Herr Bohrmann.“

Mascha eine Fremde! Bohrmann hätte es am liebsten in alle Welt hinausgerufen, daß Mascha ihm jetzt alles war, das hehre Weib seiner Träume, seine Muse, seine Heilige. Am liebsten hätte er sein Gefühl in Gedichten ausgesprochen oder Fräulein Reymond anvertraut. Aber Gedichte fielen ihm nicht ein, merkwürdigerweise, trotzdem er doch ein Dichter war. Und vor Fräulein Reymonds Augen hatte er eine unüberwindliche Scheu. Er hatte es oft gesehen, wenn sie mit den Kindern spielte. Lenchen hatte ja die Unart, ab und zu eine Unwahrheit zu sagen, dann blickte Fräulein Reymond nur so vor sich hin, als hörte sie ein Gleichgültiges, Blätterrauschen im Winde. Wenn aber er selbst oder Siegfried aus irgend einem Grunde nicht ganz bei der Wahrheit blieben, dann wurden dieselben Augen so furchtbar ernst, dann kriegten sie so etwas . . . Großes, daß man sich wider Willen Lügen strafen mußte.

Auch heute mußte er sich aus dem Staube machen, um nicht zu erzählen, mit welchen Gefühlen er die Stunde in Maschas Voudoir erwartete. Und das wäre doch nicht möglich gewesen, ganz und gar nicht möglich, weil es sich nicht schickte und weil er doch wieder sich selbst nicht klar war.

Er war schon in der Thür, als ihn Fräulein Reymond zurüdrief.

„Herr Bohrmann, ich habe eine Bitte. Nicht für mich, Einer meiner Freunde ist wieder in Not.“

„Ich kann es mir denken, wen Sie meinen“, sagte Bohrmann bitter und doch froh, einen unklaren Punkt in des Fräuleins Leben zu kennen. „Der Direktor gewiß.“

„Nawohl, der arme Schmidt-Lesebre ist wieder im Unglück. Er möchte Rollen ausschreiben. Er bittet darum. Vielleicht haben Sie jetzt . . .“

Und sie nahm ein schlichtes Quartblatt vom Tisch, offenbar den Brief ihres Freundes.

„Ich werde heute in der Gesellschaft wohl Gelegenheit haben . . .“

„Nein! Nicht . . . Von dort kann nur Unheil kommen.“ Ein wenig gekränkt empfahl sich Bohrmann.

In seinem Arbeitszimmer wollte er ruhig an sein Stück denken und an die Wirkung, die es auf Mascha ausüben würde; aber immer wieder kam heute das Hämmern des Bluts in den Schläfen und im Hals.

Er nahm sich vor, das reine Kind in Mascha zu achten. Nur einen ihrer Küsse hätte er noch gerne erlebt oder, noch besser, von ihm geträumt, damit sie nicht auch körperlich werden mußte, die geistige Erscheinung.

Unter dem Vorwand, seinen Hunger für das kostbare Diner zu bewahren, blieb er heute dem Mittagessen fern. Er hätte auch nichts mehr essen können. Das Hämmern im Halse hatte es nicht zugelassen.

Er saß ununterbrochen in seiner Stube und bereitete sich zur Vorlesung vor. Er kam nicht weit darin.

Pünktlich um drei Uhr klingelte er in seinem alten schwarzen Drahtrock beim hehren Weibe an, im ersten Stock

des palastähnlichen Hauses, das, nicht weit vom Rosenthaler Thor, durch seine Türmchen und Giebel auffiel. Er war lange genug in Berlin, um zu wissen, daß so ein Haus wohl von einem Dugend Familien bewohnt wurde. Für ihn aber war es Maschas Palast, und die gemalten Frauenzimmer im Treppenhause hatten für ihn alle eine Beziehung zu Mascha. In ihrem Boudoir mußte er wohl eine Viertelstunde warten, bevor sie erschien. Er hatte sich nicht niederzusehen gewagt, weil er das plötzliche Aufstehen von diesen unbequemen Postleisestühlen scheute. Nur sein Manuskript legte er vorsichtig auf ein phantastisches Sofa'stischchen, das ohnehin mit allerlei Büchern und Druckschriften bedeckt war.

Er hielt sich für berechtigt, zu sehen, worin Maschas geistige Nahrung bestand. Leider waren die meisten Bücher französisch. Davon verstand er nur einige Anfangsgründe, und selbst die Namen der Schriftsteller waren ihm fremd. Es waren lauter neue Erscheinungen in gelbem Umschlag. Auch ein großes Heft mit gedruckten Zeichnungen hatte französischen Text. Ueber die Bilder erschraf er mächtig. Er wußte zwar, daß bedeutende Frauen Kunstinteresse haben mußten, und daß Künstler es für ihr gutes Recht hielten, das Nackte darzustellen. Er dachte über diese Dinge sehr frei. Er war mit Siegfried und Lenchen schon zweimal im Museum bei den Gipsabgüssen gewesen. Er glaubte gern, daß die heidnische Kunst die Sitten nicht verderbe, aber hier die Zeichnungen machten keinen so ruhigen Eindruck auf ihn, trotzdem sie niemals ganz nackt waren.

Er legte das Heft fort und suchte nach deutschen Büchern. Er fand nur einige deutsche Uebersetzungen aus dem Norwegischen und ein einzelnes Heft. Es war kein Zweifel, es war der Kolportageroman „Der Scharfrichter von Berlin“, vor dem er selbst — allerdings ohne ihn zu kennen — in der „Allgemeinen Lehrerzeitung“ gewarnt hatte. Vielleicht hatte Mascha das Heft in ihrer Küche gefunden und zur Strafe fortgenommen.

Endlich trat sie ein. Sie war nicht gekleidet wie eine Frau aus dem Bürgerstande, eher wie eine Fee auf dem Theater. Es war ein Schlafrock von Spitzen und hellroter Seide. Und wie er zuerst nur diesen verwirrenden Anzug bemerkte, so achtete auch sie zuerst auf seinen Rock.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Bergstürze.

Geologische Skizze von Dr. Curt Vogt.\*)

Selbst für die Zeitdauer eines langen Menschenlebens von 70 bis 80 Jahren pflegt sich an dem Charakter einer bestimmten Gegend nicht viel zu ändern, und es bedarf eines scharfen Auges, um zu erkennen, wie die ununterbrochen thätigen Naturgewalten ihre Nivellementsarbeit besorgen. Ab und zu werden aber auch wir Zeugen von Ereignissen, wie sie in millionenfacher Wiederkehr das mit Furchen und Runzeln bedeckte Antlitz der Mutter Erde verändern. Wir sehen, wie Städte, die einstmals am Meeresstrande lagen, durch langsame Hebung des Erdbodens vom Meer abdrücken, wie an anderen Orten die Sedimente großer Ströme das Delta derselben immer weiter in die Flut hinausbauen oder ganze Landstrecken bei einer Springslut verschlungen werden. Am gewaltigsten aber greift es uns an die Sinne, wenn irgend wo mit Donnerkrachen ein Berg ins friedliche Thal herabstürzt und dessen Hütten mitsamt deren Bewohnern unter seinen Trümmern begräbt.

Bergstürze, wie der bevorstehende im Val Travers im Neuenburger Jura, sind namentlich im Hochgebirge keine Seltenheit. Seit jener entlegenen geologischen Periode, als sich auf der durch Wärmeverlust zusammenziehenden Erde die großen, oft viele Hunderte von Meilen langen Riesengebirge aufvulkanisierten, ist das Relief der Erde wohl auch nicht ein Jahr lang sich gleich geblieben, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Gebirge einer langsamen Abtragung unterworfen sind und daß die Oberfläche der Erde sich mehr und mehr der mathematischen Form eines Rotationsellipsoides nähern muß. Am häufigsten sind Bergstürze natürlich in den wilden, zerrissenen und zernagten Hochgebirge, wo sie sich im Kleinen als Steinfälle tagtäglich viele tausende Mal ereignen; aber auch das Mittelgebirge und das Hügelland sind, wo immer eine Wand sich schroff zum Fluß herniederstreckt, vor solchen Ereignissen nicht sicher.

Der weitverbreitete Glaube, daß namentlich Erdbeben zur Veranlassung derartiger Elementarereignisse werden, beruht auf einem Irrtum. Gewiß sind am Vesuv und andren Vulkanen, ja auch in weit davon entfernten, nicht vulkanischen Gegenden schon oft mächtige Bergpartien durch eine heftige Erdschütterung niedergebrosen, und

im Jahre 1888 ereignete sich der in geschichtlichen Zeiten bemerkenswerthe Fall dieser Art, indem in der Sundastraße auf der Insel Krakatau der 830 Meter hohe Vulkan Bil Perduatan zum größten Teile samt fast der ganzen Insel bei einer vulkanischen Eruption ins Meer stürzte. Dem kompakten Gestein großer Gebirgszüge kann jedoch eine Erdschütterung nur wenig anhaben, und es bedarf dort erst der minierenden Vorarbeit des Wassers, das überhaupt in den meisten Fällen die eigentliche Ursache des Bergsturzes ist.

Wenn infolge herbstlicher Regengüsse das Wasser tief hinein in die Spalten des Gesteins dringt und dann bei starkem Frost sich ausdehnt, lockert sich das Gefüge der Felsmassen, und bei Beginn der Schneeschmelze tritt dann die lange vorbereitete Katastrophe ein. Andererseits bedarf es aber auch gar nicht immer erst der Frostwirkung, weil manche geologische Schichten, namentlich das Kalkgebirge, so leicht lösliche Gesteine enthalten, daß jeder herniederfallende Tropfen eine kleine Menge derselben in aufgelöstem Zustande mit sich nimmt, bis das ganze Gefüge des Berges gelodert ist. Besonders gefährlich wird aber die Situation, wenn Thonschichten, die den Berg durchziehen, bei langanhaltendem Regenwetter durchweicht werden. Liegen diese nicht absolut horizontal, so bieten sie dem daraufstehenden Gestein oder Erdreich eine Gleitfläche, über die dieses ebenso zu Thale fährt, wie ein Schiff vom Stapel ins Wasser. Ein derartiger Fall ereignete sich vor wenigen Jahren auf dem Rosenberg in der Vorstadt von Graz, wo nach längerem Regenwetter die obersten Lagen des Erdreichs auf einer darunterliegenden Thonschicht ins Gleiten kamen und mehrere daraufstehende Villen einfach mit sich fortzogen. Am häufigsten treten aber solche Ereignisse in leicht verwitternden Molasse- und Kalkfluhformationen der Schweiz ein, die überhaupt das Kalkische Land der Bergstürze ist.

In der Regel warnen allerhand Vorzeichen vor der drohenden Katastrophe; das in kleinen Mengen immer herabkommende Geröll wächst plötzlich in auffälliger Menge an; neue Spalten öffnen sich, bestehende erfahren eine Erweiterung, aber die warnenden Mahnrufe der Natur werden oft genug nicht beachtet; die Anhänglichkeit an den Boden der Väter, die Armut des Gebirgsbewohners, der gezwungen ist, sein Leben gerade auf dieser elenden Scholle zu fristen, und oft auch die Vertrauensseligkeit, daß das Äußerste ja doch nicht eintreten werde, lassen oft den letzten Moment zur Flucht veräumen, und der schmerzliche Verlust von Menschenleben ist dann die unausbleibliche Folge.

Eine derartige Katastrophe ereignete sich am 4. September 1618 im Vergeltthale, wo die Dörfer Plurs und Schilau samt ihrer Bewohnerzahl von 3000 Menschen unter den Trümmern des Monte Conto begraben wurden. Der einst vielgipflige Berg des Berner Oberlandes, les Diablerets, brach zu zwei verschiedenen Malen, in den Jahren 1714 und 1749, hernieder, wobei im ganzen 160 Alpwirtschaften spurlos verschwanden. Am bekanntesten ist aber der Bergsturz, an dessen Resten man vorbeifährt, wenn man die Jahrbahn von Art-Goldau nach Nigistal bemitt. Hier donnerte am 2. September 1806 nach laugen Regengüssen der Spitzbühl, ein Teil des Rastbergs, zu Thal und begrub unter seinen auf 15 Millionen Kubikmeter zu schätzenden Steinmassen das Dorf Goldau mit 450 Bewohnern und verschüttete einen großen Teil des Lowerzer Sees, während der Ort Lowerz selbst durch einen ungeheuren Schlammstrom verwisstet wurde.

Andre bedeutende Bergstürze ereigneten sich im Jahre 1840 am Berge Cermans, im Juli 1846 bei Randergrien im Kanton Bern, im Juli 1852 in Niederried am Brienzler See und im August dieses Jahres in Rheinfelden bei Basel. Das umfangreiche Erdbeben vom 25. Juli 1855 verursachte zahlreiche Bergstürze in den Kantonen Graubünden und Wallis und führte auch zum Niederbruch einer gewaltigen Felswand am Wetterhorn.

Am häufigsten wurde aber von derartigen Katastrophen das Rheinthal bei Chur heimgesucht. Hier wurde bei dem Dorfe Felsberg im Jahr 1834 das ganze Gebirge lebendig; zahlreiche Bergstürze leiteten größere Katastrophen ein; aber erst im September 1843 erfolgte der erste bedeutende Sturz, der zum Aufbau des bedrohten Dorfes an sichererer Stelle führte; der Hauptsturz erfolgte dann am 2. September 1850 und zwar merkwürdigerweise ohne das verlassene Dorf zu beschädigen, um das er sich vielmehr sogar wie ein schwügender Wall herumlegte.

Nicht weit von Chur hat sich — allerdings in prähistorischen Zeiten — auch der größte Bergsturz ereignet, dessen Spuren die Erdforschung in Europa entdeckt hat. Zwischen Chur und Reichenau, bei der Ortchaft Flims, wird das Rheinthal durch einen bis über 500 Meter hohen Bergzug quer abgedämmt, hinter dem die Straße sich wieder 400 Meter senkt. Diese stattliche Bergkette, deren Höhe die Spitzen des Obenwalbes übertrifft, und eine volle deutsche Quadratmeile bedeckt, ist nichts andres als das Denkmal eines mächtigen Bergsturzes. Mindestens 15 Milliarden Gestein müssen hier einst herniedergebrosen sein, um diesen Wall von 17 Kilometer Länge und 2—4 Kilometer Breite zu bilden.

Auch in neuester Zeit haben sich noch zahlreiche derartige Naturereignisse vollzogen, so im Jahr 1881 bei Elm, dann am Zuger See, wobei ein Teil der Stadt Zug in den Fluten versank, im Sommer 1892 an der Alpbahnhof, die deswegen auf mehrere Kilometer nach der andren Thalseite verlegt werden mußte, und im Sommer 1897, der bei allen Touristen wegen seines Regenreichtums in schönstem Angedenken steht, bei Obertraun unweit von Hallstadt, wo große Teile des Saarsteins ins enge Koppenthal hernieder gingen und ebenfalls eine Verlegung der Bahnlinie notwendig machten.

\*) Anlässlich der bevorstehenden Katastrophe im Val Travers (Schweiz).

Auch in Deutschland hat es nicht an ähnlichen Ereignissen gefehlt, obgleich diese natürlich entsprechend den sanfteren Formen unsrer Gebirge nicht von so verheerenden Folgen begleitet waren wie in den Alpen. Bei Caub, bei Oberwinter, Remagen, Rosenheim, Monjoie, Goldberg in Schlesien und an vielen andern Orten sind durch niederstürzende Bergmassen wiederholt zahlreiche Zerstörungen an Gebäuden mit Verlust an Menschenleben verursacht worden, und selbst die zahmen Kalkberge bei Müdersdorf weisen ähnliche Vorkommnisse auf.

Manchmal wird auch die Thätigkeit des Menschen, der in den Eingeweiden der Erde herumwühlt, zum Ausgangspunkt solcher Katastrophen. Auch im Val Travers giebt man der Unterminierung des Bergs durch Stollen die Schuld am Entstehen der gefährlichen Situation, und der durch sein Salzbergwerk berühmte Ort Wieliczka bei Krakau dürfte ebenfalls einmal vom Schicksal des Einsturzes bedroht werden, da man dort in früheren Jahrhunderten den Salzbergbau in so unrationeller Weise betrieben hat, daß weite Höhlungen im Erdinneren entstanden sind, deren Einbruch zwar niemand berechnen kann, der aber nichtsdestoweniger dereinst mit Sicherheit zu erwarten ist. —

## Kleines Feuilleton.

**Ch. Eine Bestellung.** Der trübe Tag machte die Straße noch düsterer und unfreundlicher. Die alten regenverwaschenen Häuser standen finster und armelig da: eine Straße des Glends und der Dürftigkeit.

Sie zog das elegante Cape fester um die Schultern. Mit schönen Blicken sah sie die wenigen Vorübergehenden. Männer und Frauen in Arbeiterroden. Die Gesichter waren weils und müde, die Augen so stumpf, als ob sie nichts mehr freuen und nichts mehr schmerzen würde. Vor einem Hause spielten Kinder; sie hörten auf, als sie vorüberging, stießen sich an und lachten. Ein kleines Mädchen rief bewundernd: „Hach die schönen Blumen auf dem Hute!“

Sie lächelte etwas, aber schon im nächsten Moment flog ein Zug des Unmuts über ihr Gesicht. Gräßliche Gegend! Wenn sie bloß erst wieder 'raus wäre. Ueberhaupt 'ne Idee von Mama, sie hierher zu schicken. Ob man nicht ebenso gut hätte eine Postkarte schreiben können!

Aber freilich, dann wußte man immer noch nicht, ob die Ganzer kam, und konnte womöglich morgen die Arbeit allein machen.

Zu dumm, daß das Mädchen krank werden mußte, zu dumm! Sie zog die Stirn kraus. Dann wandte sie den Kopf iden Häusern zu und musterte die Nummern: vierzehn, fünfzehn, sechzehn — da war es ja.

Eine mächtige Mietskaserne, wenigstens neun Fenster in der Front. In der ersten Etage zwar elegante Gardinen, da mochte der Wirt wohnen, daneben und darüber aber alles lahl. Im zweiten Stock brannte schon Licht, da wurde genächt, durch die leeren Scherben sah man den Schatten der Maschinen an der Decke tanzen.

Sie trat in den großen Hausflur, er war nicht einmal geheizt, Pflastersteine bildeten seinen Fußboden, die Wände waren hier und da voll großer Löcher. Sie blieb stehen. Häßliches Haus. Man wagte kaum hinein zu gehen.

Wirklich kein Haus für eine feinsühlende, junge Dame. Und wo wohnte die Ganzer? Es fiel ihr schwer aufs Herz, sie wußte es nicht einmal. Auf dem Hof, hatte Mama gesagt — ja auf dem Hof, wo da? Sie trat an die hintere Thür und sah hinaus. Links ein Pferde stall, rechts ein Seitenflügel, im Hintergrund ein Quergebäude, noch verwahrloster als das Vorderhaus. Nein es war beinahe doch unmöglich; sie wagte sich nicht weiter.

Aber freilich, die Arbeit — zu dumm, zu dumm! Ein kleiner Junge kam vorbei, barfüßig in Holzspantinen und zerrissener Jacke. Sie trat ihm entgegen: „Du, weißt Du nicht, wo Frau Ganzer wohnt? Die Kleinemachefrau Ganzer?“

„Weiß id nich!“ er klappete mit den Pantinen weiter.

„Das soll's denn sein?“ Eine Frau kam die Treppe herunter und blieb stehen.

„Ich möchte zu Frau Ganzer, zu unsrer Scheuerfrau. Wissen Sie nicht, wo die wohnt?“

„Ganzer? . . . Ganzer?“ . . . Die Frau überlegte. „Ach so, 'ne kleine Dide, nich wahr? Ja, gehen Se man zu, auf 'm dritten Hof, zwei Treppen.“

„Auf dem . . .“ das Wort erstarb ihr auf den Lippen, sie vergaß selbst den Dank für die Auskunft. Auf dem dritten Hof, nein, da konnte man kaum hingehen, sie zögerte eine Weile, dann trat sie doch auf den Hof hinaus, aber vorsichtig, den Kopf hoch emporgerafft, als fürchte sie, es könne etwas an ihr haften bleiben. Arbeitswagen und Schutthaufen, allerhand ausgedientes Gerümpel rechts und links; sie bahnte sich aber doch den Weg, nun stand sie in dem Treppenhause. Gräßliche Luft ringsum, Wäsche — und alle möglichen Gerüche; sie hielt das feine Spitzenaschentuch vor die Nase.

Es riecht nach armen Leuten — hätte Papa gesagt. Und die Fenster so blind, die Decken so niedrig und schwarz, die Treppen ausgetreten, voll Sand und Staub! Daß hier Menschen wohnen konnten! Es wohnten aber offenbar viele da, auf jeden Treppenabsatz mündeten vier Thüren. Sie blieb vor der einen stehen und Kopfte, ein Papierzettel trug den Namen Ganzer. Eine Weile blieb alles still, dann fragte eine Kinderstimme: „Is'n da?“

Sie wußte nicht was zu antworten und so fragte sie nur: „Ist Frau Ganzer nicht hier?“

Die Thür wurde aufgemacht, ein Knabe stand vor ihr, etwa vier Jahre alt, er hatte Musfinger und einen Musmuid und starrte sie verwundert an.

„Ist Deine Mutter nicht da?“

„Ne.“

„Ganz allein bist Du hier?“

„Ja.“ Er steckte den Finger in den Mund, dann leuchteten seine Augen plötzlich auf: „Huttschibahne macht.“ Er stürzte in das Zimmer zurück. An das Fensterbrett hatte er schräg ein Brett gestellt, jetzt versuchte er hinauf zu klettern und hinunter zu gleiten.

„Aber Du fällst ja!“ Sie schrie auf und trat hastig näher, blieb aber schon nach den ersten Schritten stehen: „Nein, es ging nicht, hier zugreifen, aber wieder: man konnte nicht zugeben, daß er hier womöglich Arm und Bein brach. Sie stampfte mit dem Fuß auf: „Augenblicklich laß den Unfug, wo ist Deine Mutter?“

Der Kleine begann zu weinen. „Weiß a nich.“

„Kommt sie bald wieder?“ Das Kind antwortete nicht, es schluchzte immer lauter, die böse Dame flögte ihm Schwreden ein.

„Na, was is denn los, Frije?“ Durch die Thür sah ein Männerlopp, ein Flurnachbar trat herein, erkaunt betrachtete er die Fremde. Sie ging ihm rasch entgegen und wies auf die Huttschibahn: „Ich habe ihm gesagt, daß das Unfug ist, und darum heult er. Nehmen Sie ihm doch das Ding weg, er kann sich ja totfallen.“

„Ja, natürlich!“ Der Mann stürzte auf das Brett zu, und kratzte sich hinterm Ohr: „Ja was hat er sich denn da zusammengehohelt? Dett is ja doll! Herzjott ja die Jören, dett kommt davon, wenn man sie allein lassen muß. Sie wollten wohl bei die Ganzer, Fräuleinchen?“

Sie stand schon wieder draußen auf der Treppe, nun drehte sie sich um: „Ja, ich wollte ihr sagen, daß sie morgen wieder bei uns helfen soll. Vielleicht würden Sie es ihr bestellen, bei Wagners in der Solmsstraße.“

„Bei Wagners? Jawoll, Fräuleinchen, jawoll, Wagners in de Solmsstraße.“ Er nickte, dann beugte er sich über das Treppengeländer und sah ihr nach: „Werden Se sich denn auch zurechte finden, Fräuleinchen? Es ist bei uns so sechre dunkel.“ —

## Litterarisches.

— Dichtergehälter und Journalistenstipendien in Norwegen. Aus Christiania schreibt man der Münchener „Allgem. Zeitung“: Im Kultusetat für das nächste Jahr sind wieder die herkömmlichen Beträge zur Gewährung von Autorengelältern in Form einmaliger oder fortlaufender Staatszuwendungen eingestellt worden. Die Zahl der mit staatlichen „Gagen“ bedachten Schriftsteller ist in den letzten Jahren recht ansehnlich gestiegen, nachdem man im Parlament der principiellen Auffassung Ausdruck gegeben, daß die öffentlichen Remunerationen nicht bloß an solche Autoren vergeben werden sollen, welche sich bereits einen allgemeiner anerkannten Namen erworben haben, sowie in ihren Schriften auf die Purifizierung des norwegisch-dänischen Idioms hinstreben, sondern in erster Linie auch an jüngere Schriftsteller, die nach Begabung und Können die Anwartschaft auf eine fruchtbare Produktion für die Zukunft rechtfertigen. Auch die Rücksichtnahme auf die sprachliche Seite der von den einzelnen Verfassern entfalteten Thätigkeit ist mittlerweile sollen gelassen worden, indem einer der heftigsten Gegner der gegenwärtig in Norwegen gebräuchlichen Schriftsprache, der bekannte Landmal-Agitator und Novellist Arne Garborg, vor einiger Zeit eine Jahresgabe zugesprochen erhielt. Im diesjährigen Storting ist nun die Frage angeregt worden, die staatliche Zuwendung auch an einen weiblichen Autor (Fräulein Alvide Rydg) zu beschließen. Die Dichterin hat kürzlich einen kulturgeschichtlichen Roman veröffentlicht, welcher ihrem Namen, bisher nur in engeren norwegischen Litteraturzirkeln bekannt, mit einem Schläge interlandinabische Geltung verschafft hat. Die Höhe der einzelnen Dichtergehälter ist im übrigen eine schwankende. Das Anfangsgelalt pfeßt nicht über 1200 bis 1600 Kronen zu betragen, doch kann dasselbe bis zu 4000 Kronen ansteigen, wenn das Verdienst des Autors dies rechtfertigt und die Auflagen der veröffentlichten Werke keinen derartigen Ertrag abwerfen, um dem Verfasser eine anständliche Existenz zu ermöglichen.

Sodann ist das Storting auch am Journalismus nicht ohne Erweise ermunternder Anspornung vorübergegangen. Nachdem schon vor mehreren Jahren beschlossen wurde, den Zeitungskorrespondenten behufs Wahrnehmung einer schnellen und gewissenhaften Berichterstattung freie Fahrgelegenheit auf sämtlichen staatlichen Eisenbahnen und Dampferlinien einzuräumen (ein Beispiel, welches sehr bald auch von den größeren Privatgesellschaften, Reedereien ac. nachgeahmt wurde), ist man jetzt der Idee näher getreten, jüngeren und talentierten Journalisten durch Gewährung staatlicher Stipendien die Möglichkeit zu eröffnen, sich im Zeitungswesen und redaktionellen Verkehr der großen kontinentalen Blätter umgutzun, um hierdurch zu gereifterem praktischen und politischem Urteil in allen publizistischen Angelegenheiten zu gelangen. Das Storting hat einen ersten Betrag von 2000 Kronen ausgeworfen, der später entsprechend erhöht werden soll. —

## Theater.

oo. Schiller-Theater. Es giebt Eltern, die auf eine steife Pädagogik verfaßen sind und meinen, daß sie ihrem Söhnchen am Geburtstag nicht allein den dustenden Kapstuchen, sondern der Moral

und Gewissenhaftigkeit wegen auch die zertrissenen Hosen unter die Nase halten müssen, die der Junge im Laufe des Jahres auf sein Schulkonto geladen hat. In diese Leute muß man beim Anblick der Theaterdirektoren denken, die am Chrentag eines lebenswürdigen Mannes nichts Besseres zu thun wissen, als irgend ein Theaterstück, das der Gute in seiner Sünden Mäienblüte verfaßt hat, aus mitleidsvoll verschwiegener Trübe wieder ans Licht zu zerren. Ernst W i c h e r t, Kammergerichts- rat und Lustspielbichter a. D., ist vorgeraten 70 Jahre alt geworden. Er ist ein Herr in beschlaglichen Verhältnissen, den jeder, der ihn einmal gesehen hat, Liebgewinnen muß, und der als Richter wie als Dichter gewiß nur mit Widerstreben und wenn es gar nicht anders ging, seinem Nächsten hat wehe thun wollen. Seiner Theaterstücke erinnert sich sonst selten jemand, sie gehören einer Zeit an, die längst hinter uns liegt; und dennoch glaubten drei Berliner Bühnen, dem Jubilar zu Ehren ein übriges thun zu müssen. Unter ihnen war auch das Schiller-Theater, das mit Wicherts Lustspiel „Ein Schritt vom Wege“ lam. Dies Stück wird unter des Dichters Werken das angenehmste genannt, und sein Inhalt geht in allerhand kleinen lustigen Variationen und Verwechslungen auf. Und dennoch liegt dem Lustspiel ein bittereres Problem zu Grunde. Es handelt sich darin um nichts Geringeres als um die Frage: Was fängt ein Mensch an, was sieht und empfindet er, wenn er plötzlich von des Lebens reichbeflegter Tafel hinweggezerrt wird und das Elend vor Augen sieht? Drei Tage lang versucht ein blasierter Pärchen aus eignem unwilligen Entschluß mit völlig leeren Taschen zu vagabundieren. Aber kurios. Statt des Lebens bitterer Not tritt nichts als eine Mischung amüsanter Abenteuer an Männlein und Weiblein heran, die später unter Lachen den Frauenbasen der Familie zum besten zu geben sind. Kurzum, es ist ein wahres Vergnügen, eine angenehme Abwechslung, einmal des schönsten Mannons ledig und Proletarier zu sein. Heutzutage würde wohl selbst ein Blumenthal auf solche Stellung zur sozialen Frage verzichten; und das Schiller-Theater, das sonst gewissenhaft zu Werke geht, hätte sich fragen sollen, ob dem Jubilar durch Aufführung dieses Stück nicht doch ein Unrecht geschah.

Zu dem durchweg ergötzlichen Spiel waren vor allem die Darsteller des abenteuernden Ehepaars, Fr. Mariame Wulf und Herr Kaiser bei Laune. —

**Kunst.**

—II. In den Ausstellungsräumen der Berliner Secession, neben dem Theater des Westens, wurde am Dienstag eine Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes“ eröffnet, die allen, die mit der Erziehung von Kindern zu thun haben, mannigfaltige und sehr beherzigenswerte Anregungen bieten wird. Die Bewegung, die der Entwicklung des künstlerischen Empfindens in den Kindern ihre Aufmerksamkeit zuwendet, ist, wenigstens in Deutschland, noch in den Anfängen, so daß der praktischen Erfahrungen und der Hilfsmittel bisher nicht allzu viele vorliegen, aber die unsichtig zusammengebrachte Ausstellung weist eindringlich auf die Aufgaben hin und läßt die Probleme erkennen, die hier zu lösen sind. Es wird davon noch ausführlich zu sprechen sein. Das Material ist in drei Abteilungen sehr übersichtlich geordnet; es umfaßt den künstlerischen Schmuck für Schule und Haus, der für die Betrachtung der Kunstwerke als Grundlage dienen soll, die Bilderbücher für Kinder, die für die hier gestellten Aufgaben in Betracht kommen, und es führt das Kind als Künstler vor, in einer Art der Anleitung zum Zeichnen, bei der auf der Ausbildung der Beobachtung das Hauptgewicht ruht. Ein ausführlicher Katalog giebt nicht nur die notwendigsten Daten, sondern auch Kommentare zu den verschiedenen Abteilungen, die von den Schriftstellern Osborn, Stahl und Spahr und dem Maler Otto Feld verfaßt sind. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

— Die Fuchsia. Obergärtner A. Gliwa schreibt in der Wochenchrift „Kerhu“: Keine untrer Blumenpflanzen ist wohl so allgemein beliebt wie die Fuchsia. Sie zeichnet sich vor andren aus durch schöne Form des Strauchs, durch die Fülle prachtvoller, grazios herabhängender Blüten, durch Mannigfaltigkeit der Farbe und lange Blütendauer, schließlich noch durch leichte Kultur und schnelle Vermehrung aus.

Die zuerst bei uns eingeführte Art wächst in Chile bis weit nach dem Süden Amerikas wild; sie wurde dort 1696 von dem Franziskaner Karl Plumier entdeckt und in seinem 1703 in Paris erschienenen Werke „Nova plantarum Americ. genera“ zu Ehren des deutschen Botanikers Leonhard v. Fuchs (1501—1565); Fuchs war Schulthehrer in seinem Geburtsort Wemdingen in Schwaben, starb als Professor der Medizin in Tübingen) unter dem Namen Fuchsia triphylla flore coccinea beschrieben; erst 1788 wurde sie in die deutschen Gärten eingeführt. Ihr folgten bald andre und 1840 waren bereits 41 Arten bekannt, die inzwischen noch bedeutend vermehrt worden sind, über die ich aber hier hinweggehen muß, da ich mich nur mit der Kultur der Sorten beschäftigen kann, die durch künstliche Befruchtung zahlreicher Arten untereinander entstanden sind und die mit dem gemeinsamen Namen Fuchsia hybrida Hort. bezeichnet werden. Die Pflanze gehört zur Familie der Nachtergengewächse. Ihre Blüte besteht aus Kelch, Blumenblättern, Staubfäden usw.,

die sämtlich von verschiedener Farbe, aber ursprünglich rot sind; wo die Staubfäden sich in Blumenblätter verwandeln, entstand die gefüllte Blume. Die Frucht ist eine Beere, die bei der „traubigen“ Fuchsia von Haiti wohlschmeckend ist und, in Zucker eingemacht, gegessen wird. Die erste Sorte mit weißem Kelch erschien 1843 auf dem Markte; man nannte sie Venus viatrix; 1854 entstand Mrs. Story mit weißer Blumenkrone. Schon 1847 war die erste halb gefüllte Sorte erschienen, der erst 1853 die ganz gefüllte folgte.

Die Vermehrung der Fuchsien geschieht am leichtesten durch Stecklinge im warmen Raume, im Zimmer unter Glasbedeckung. Man stellt zu diesem Zwecke ältere Pflanzen, die durchaus kalt, aber frostfrei überwintert werden müssen (sie blühen dann im Sommer desto dankbarer), im Januar warm, schneidet sie kräftig zurück und steckt die bald erscheinenden jungen Triebe in reinen Sand, in welchem sie bei genügender Feuchtigkeit bald Wurzel schlagen; man pflanzt sie dann einzeln in kleine Töpfe mit sandiger Heideerde, später in Töpfe von 10 Centimeter oberer Weite mit gutem Wasserabzug und einer kräftigeren Erdmischung, die zur Hälfte aus altem Kompost oder Rasen- und Mistbeerde, zur Hälfte aus grober Heideerde bestehen sollte, der man noch etwas Hornmehl beizugeben muß. Wenn die Wurzeln an der Wandung des Topfs einen Filz zu bilden beginnen, dann müssen die Pflanzen zum drittenmal versetzt werden und zwar in Töpfe von 15—20 Centimeter oberer Weite und in die eben beschriebene Erdmischung, in welcher doch die Komposterde vorherrschen sollte; man gewöhnt sie dann nach und nach an frische Luft und nimmt ihnen in entsprechender Höhe die Spitzen, um sie zu Pyramiden zu bilden, indem man die oberen Seitenzweige entspißt, die unteren aber frei wachsen läßt. In dieser Form finden die Fuchsien Verwendung entweder einzeln im Rasen oder in Gruppen; immer aber in durchaus sonniger Lage, in der sie öfter (aber niemals bei Sonnenschein) überspritzt und zuweilen, doch nicht allzu oft, begossen werden müssen, dann und wann mit einer Düngerlösung. Im Herbst bringt man die Pflanzen in ein kaltes, frostfreies Zimmer, alte Pflanzen auch in einen Keller, in welchem sie die Blätter fallen lassen und dann nicht mehr begossen werden. Sowie bei ihnen zu Ende des Winters junge Triebe sichtbar werden, müssen sie ans Licht gebracht und versetzt werden, wenn sie nicht zum Auspflanzen ins freie Land, auf Blumenbeeten und dergl. bestimmt sind, was nach Mitte Mai zu geschehen hat. Die schönste Form für die Fuchsia ist aber jedenfalls die der Kronenbäumchen, als welche sie zu den verschiedensten Dekorationen Verwendung finden und durch Festons von Schlingpflanzen mit einander verbunden werden können. Um die Fuchsien zu hochstämmigen Kronenbäumchen zu erziehen, macht man in oben angegebener Weise, aber möglichst früh, Stecklinge von hochwachsenden Arten und Sorten und läßt die jungen Pflanzen im wärmsten Raume, den man zur Verfügung hat, schnell, aber immer im Lichte, in die Höhe wachsen, entspißt zuerst und entfernt später ganz etwaige Seitenzweige, nimmt auch dem Stamme, wenn er die gewünschte Höhe von ungefähr 120 bis 150 Centimeter erreicht hat, die Spitze und dann bildet sich die Krone beinahe ganz von selbst. —

**Notizen.**

— Ein umfangreiches biographisches Werk über den russischen Komponisten Peter Tschaikowski wird von dem Bruder des Künstlers geschrieben. Der erste Band dieser Biographie wird bereits in nächster Zeit veröffentlicht werden. —

— Adele Hartwig vom Residenz-Theater hat ihren Eventualvertrag mit dem Lessing-Theater gelöst und einen mehrjährigen Vertrag mit der Direktion Duke-Marin für das Neue Theater abgeschlossen. —

— Björnsöns „Laboremus“ wird demnächst am Stuttgarter Hoftheater die Erstaufführung erleben. —

— Restros Post „Lumpacibagabundus“ ist für eine einzige Aufführung im Wiener Burgtheater in Aussicht genommen worden. Den Schuster Ameriem wird Lewinsky, den Tischler Veim Meiners spielen. Die Erstaufführung soll im April, und zwar zum Westen der „Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger“, stattfinden. —

— „Edelsäule“, eine Komödie von Otto Fuchs-Zalab, wird noch im Laufe dieser Spielzeit am Wiener Josefstädter Theater zur Aufführung gelangen. —

— Ein ständiges polnisches Theater soll in Chicago entstehen; es leben dort über 100 000 Polen. —

— „Moosröschen“ heißt eine neue Oper von dem ungarischen Komponisten Eugen Hubay. Die Textdichtung ist von Rothauer, der für das Libretto Quidas Erzählung „Ein Paar Holz-pantöffeln“ benutz hat. —

— Eine Rodin-Ausstellung wird bei Keller und Reiner eröffnet werden. Die Ausstellung wird sechs Skulpturen, in Marmor und Bronze, des französischen Künstlers bringen. Auch der Kopf seines Balzac-Monuments wird in halber Größe des Originals zu sehen sein. —